

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

8.7.1934 (No. 27)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 27



8. Juli 1934

Karl Neurath / Schriftsprache und Mundart

Als Luther in bewußter Erkenntnis die Sprache der kaiserlichen und der sächsischen Kanzlei zur Grundlage seiner Bibelübertragung gemacht hatte, war der entscheidende, der wichtigste Schritt zu einer allgemeinen deutschen Schriftsprache getan, aber es dauerte noch Jahrhunderte, bis sie sich auch im täglichen Leben gegen die Druckersprachen, die schon eine gewisse Stetigkeit gewonnen und eine selbständige Rechtschreibung festgelegt hatten, sowie gegen die Mundarten siegreich durchgesetzt hatte.

Gegenüber dem vielfältigen Reichtum der Mundarten bedeutete die Schriftsprache eine Vereinfachung und damit eine Verarmung der Ausdrucksmöglichkeiten, so daß dem Hochdeutschen heute noch eine ganze Anzahl von Bezeichnungen fehlt, für die die Mundarten eine Fülle von Wörtern hat. Man braucht nur an die Kinderspiele zu denken oder an besondere Berufsgeräte, an Werkzeuge, Pflanzennamen und anderes. Goethe und Schiller standen in ihren Anfängen noch ganz im Banne ihrer angestammten Mundart, ja es finden sich bei ihnen sogar noch Beispiele von bedenklicher Unsicherheit in der Schriftsprache. In ihren späteren Werken verschwinden derartige mundartliche Einschläge mehr und mehr, aber dennoch sieht sich Goethe manchmal gezwungen, Wörter aus der Mundart zu verwenden, weil der Schriftsprache ein sinnfälliger Ausdruck fehlt.

Im ganzen waren aber die Mundarten in der Literatur völlig vor dem Übergewicht der Schriftsprache zurückgetreten; sie fristeten in Kasperlespielen, Hänneschenpossen, Festspielen und ähnlichem ein bescheidenes, aber keineswegs kümmerliches Dasein, denn wenn die Neuberin den lustigen Hanswurst auch von ihrer Bühne verbannt hat, im Volkstheater ist er bis auf den heutigen Tag der alte Lieblingsheld geblieben. Im Felde gab es neben den Lichtspieltheatern auch eine ganze Reihe von Kasperlebuden.

*

Im Anfang des 16. Jahrhunderts begegnen wir der Mundart aber auch schon wieder im hochdeutschen Sprachgebiet, zunächst in komischen Szenen, seltener in Lyrik.

Niederdeutschland, das, im Besitz einer reichen plattdeutschen Literatur, heute einen viel stärkeren Widerstand gegen die hochdeutsche Schriftsprache erkennen läßt als ehemals, unternahm es zuerst, ein ganzes Stück in der Mundart zu schreiben. Um 1650 benutzte Joh. Rist in seinen hochdeutschen Dramen die Mundart zu lustigen Zwischenstücken. Sogar in der Oper wurde stellenweise das Plattdeutsch verwandt. Daneben blühten die Kasperlespiele und die Bänkelsängerlieder. Im Jahre 1709 wurde in Hamburg das plattdeutsche Singspiel „Die lustige Hochzeit“ aufgeführt, aber die Mundart vermochte sich damals noch nicht dauernd auf den Brettern zu behaupten. Größer waren die Erfolge, die Joh. Philipp Praetorius, von dem wir auch einige Operntexte haben und einige heroische Tragödien, um 1725 mit den mundartlichen Possen: „Der Hamburger Jahrmarkt“ und „Das Hamburger Schlachtfest“ errang. Schon 1625 hatte der Rostocker Professor der Poesie, Joh. Wilh. Lauremburg, behauptet, daß man nicht plattdeutsch reden dürfe, weil man sonst nicht für gelehrt ge-

halten würde, aber diese Aeußerung des witzigen Satirikers, der seinen übrigen recht konventionellen Festspielen auch Bauernszenen in niederdeutscher Sprache eingefügt hat, ist nur für die hohe Literatur gemeint, denn in einzelnen Orten Niederdeutschlands wurde noch bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts in niederdeutscher Mundart gepredigt. Er selbst hat vier plattdeutsche Scherzgedichte verfaßt. Im Jahre 1693 konnte in Ostfriesland ein von Calixt in Helmstedt empfohlener junger Theologe keine Anstellung finden, weil er der plattdeutschen Sprache nicht mächtig war. Die hannoversche Regierung setzte erst seit 1818 allmählich durch, daß plattdeutsch gepredigt wurde. Auch unter preussischer Herrschaft trat zunächst keine Aenderung ein. In Ostfriesland, wo sich das Holländische zwischen 1640 und 1700 die reformierte Kanzel eroberte, wurde noch nach 1890 in dieser Mundart gepredigt. In Emden wurde am 2. Februar 1879 die letzte holländische Predigt gehalten. Plattdeutsche Bibeln und Erbauungsbücher, Chroniken und Gesangbücher erschienen schon bald nach Luthers Uebersetzung. Aus dem übrigen Deutschland sind nur wenige entsprechende Beispiele bekannt. Trotzdem verschwand das Plattdeutsche fortan aus der Literatur, und die niederdeutsche Bibel wurde schon im Jahre 1631 zum letzten Male gedruckt.

Im Jahre 1910 wurde zu Mölln ein Verein für Evangelisation in niederdeutscher Sprache gegründet, dessen Vorsitzender Pastor S. Hansen in Kropp ist. Außerhalb der Kirche war schon längst wieder sächsisch gepredigt worden, aber nur in Bibelstunden und ähnlichen religiösen Veranstaltungen. Mit dem Gebrauch der sächsischen Sprache in der Kirche hat Pastor Hansen in Feldgottesdiensten auf der Insel Pellworm im Jahre 1917 den Anfang gemacht, und zwar mit vollständiger Liturgie in niederdeutscher Sprache. Ein für diese Gottesdienste zu gebrauchendes Gesangbuch ist unter dem Titel „Psalmbook“ 1916 in Bordesholm erschienen. Uebrigens erwähnte Klaus Groth in seinen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch (S. 84), daß es bereits seit 1858 auch wieder plattdeutsche Bibeln und Schulgrammatiken gab.

So hat sich in Niederdeutschland die Mundart wieder siegreich durchgesetzt, wenigstens im Gottesdienst. Daß die oberdeutschen Pfarrherren das Wort Gottes keineswegs überall in hochdeutscher Sprache verkündigen, ist allgemein bekannt. Mundartliche Wendungen finden wir auch schon beim Halberstädter Dichterkreis, und Wieland hat sich die Verwertung niederdeutscher Redeweise nicht entgehen lassen.

Alles das aber drang nicht über die Grenzen des Stammes hinaus, und zu einer entscheidenden Wendung kam es erst, als Joh. Heinrich Voss seine von Goethe gepriesenen, nachmals von Klaus Groth so sehr verlästerten Idyllen in plattdeutscher Mundart — *De Winterabend*, 1775, *De Geldhapers*, 1777, verfaßt — im *Musen Almanach* veröffentlichte. Die Anregung zu seinen plattdeutschen Idyllen stammt wahrscheinlich von Kaspar Abel, der schon im Jahre 1729 dagegen geeifert hatte, daß man die Mundarten nur zur Wiedergabe der größten und dümmsten Bauernreden verwende. Als Probe seiner Auffassung veröffentlichte er eine niederdeutsche Uebersetzung von Vergils Eklogen. Es ist kaum denkbar, daß Voss, der dieses

Wert selbst überseht und erklärt hat, nicht seinen Vorgänger gekannt haben sollte. Dazu kommt noch der Einfluß Theophrasts, der bei seinen ländlichen Szenen ebenfalls mundartliche Wendungen gebraucht hatte. Klaus Groth behauptet zwar, daß einem das Plattdeutsch von Bock und Bärmanne eine Gänsehaut überjagen könne, aber das mindert nicht den historischen Wert des Versuchs. Ueberdies ist Groth in seinem Urteil vielfach ungerecht. Sein sehr schönes, aber doch durchaus hochdeutsch empfundenes Gedicht „Min Modersprat“ beweist zudem, daß sich der eigenwillige Dichter noch nicht ganz klar gewesen ist, obwohl er sie eingehend erörtert hatte.

Jedenfalls waren Vossens plattdeutsche Idyllen die ersten mundartlichen Gedichte, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Rousseaus Ruf hatte die in Pöpstum und Schnürleib befangenen Geister aufgerüttelt: Herder hatte auf die Bedeutung der sogenannten Volkslieder hingewiesen, ohne freilich den Reichtum und die Möglichkeiten der mundartlichen Poesien auch nur zu ahnen; die kaum noch entwickelte Schriftsprache hatte keine Ausdrücke für die Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens, die den Stürmern und Drängern so sehr am Herzen lagen; und so griff man denn, wenn auch noch zaghaft, zu der angestammten Mundart, die man dann freilich kümmerlich genug verwendete. Die Mundart aber hatte ihre ursprüngliche, unerschöpfliche Kraft bewiesen. Sie war reif zu höheren literarischen Aufgaben.

*

Die eigentliche Geburtsstunde der neudeutschen mundartlichen Literatur fällt in das erste Jahr des neuen Jahrhunderts, als Johann Peter Hebel die Mehrzahl seiner alemannischen Gedichte niederschrieb. Zwar erschienen die

Dialektgedichte des Nürnberger Schwertfegers Joh. Konrad Gröbel schon im Jahre 1798, aber Gröbels Verse drangen ebensowenig über die Grenze ihrer Geburtsstätte hinaus wie die vieler anderer Dialektdichter vor Hebel. Das blieb erst einer späteren Zeit vorbehalten. „Anstatt der Luna oder der Diana sah Hebel wieder den Mond“, jubelt Klaus Groth, und darum war wohl auch der Erfolg so groß. Wohl haben uns Kobell und Stieler, Groth und Reuter, Radler und Stölze, Peter Geibel und Friedrich von Trais entzückende Gedichte hinterlassen, aber über Hebel ist keiner hinausgekommen. Auch nicht Friedrich Lennig, dessen sprachlich besonders wertvolle Schöpfungen von Reclam neu herausgebracht wurden. Allein auf dem Gebiet des Dramas, auf dem er sich nicht verlor hat, ist noch Gleichwertiges geleistet worden. Neben Hauptmanns Webern besteht da eine ganze Reihe mundartlicher Dramen mit allen Ehren. Neben Textors Prorektor tritt der Bürgerkapitän von Malz, beide in Frankfurter Mundart, der tolle Hund und der Datterich von Ernst Elias Niebergall, dem leider allzu früh verstorbenen Darmstädter. Auch Niederdeutschland hat eine ganze Reihe wertvoller Dialekt Dramen hervorgebracht. Vor allen anderen zu nennen sind hier die Werke des allzu früh verstorbenen Frits Stavenhagen, dem in der Mudder News ein Meisterwerk realistischer Darstellung gelungen ist, und nächst ihm Joh. Hinrich Fehrs und Gorch Fock. Sie beide haben uns eine Reihe von Werken hinterlassen, die zu dem besten gehören, was wir in dieser Art überhaupt haben.

Eine große Anzahl jüngerer Niederdeutscher ist in den letzten Jahren mit beachtenswerten Werken an die Öffentlichkeit getreten, während im übrigen Deutschland höchstens einmal ein gutes humoristisches mundartliches Gedicht erschien.

D. Heilig / Deutsches Recht im Odenwälder und Pfälzer Volkslied

In unseren Sagen, Märchen, Volksliedern, Schwänken, Sprichwörtern, Rätseln und Kinderspielen haben gewisse Rechtseinrichtungen und Rechtsvorstellungen aus ältester Zeit in weitgehendem Maße ihren Niederschlag gefunden. Besonders solche Rechtsaltertümer wurden in der Volksüberlieferung festgehalten, die plattisch, anschaulich waren, zum deutschen Gemüte sprachen oder die Phantasie des Volkskörpers anregten. Zur Zeit der Abfassung der Lieder, Sagen usw. hatten solche Rechtsaltertümer entweder noch volle Geltung oder waren bereits überlebt, also höchstens noch in der Erinnerung vorhanden.

Im folgenden sei dargetan, welche Rechtsgewohnheiten das Volkslied der badischen Pfälzer und Odenwälder mit Vorliebe verwertet und verarbeitet hat.

Seit 700 Jahren besteht die Verlöbnißformel „Du bist mir, ich bin dir“. Sie begegnet zum ersten Male in den Briefen des mittelalterlichen Mönchs und Dichters Werinher von Tegernsee. Auch Luther hat die Formel gekannt. Sie lebt weiter im Odenwälder Volkslied:

„Ach, was wird mein Schächchen denken,
Weil ich bin so weit von ihr.
Gerne wollt' ich zu ihr geh'n,
Wenn der Weg so weit nicht wär' . . .
Gerne wollt' ich mit ihr sterben,
Wenn der Tod nicht bitter wär'.
Gold und Silber, Edelstein —
Schönster Schatz, gelt du bist mein!
Du bist mein, ich bin dein,
Et, was kann denn schöner sein?“

Und näher noch kommt genannte Formel dem Ursprünglichen im Volkslied:

„Es wollt' ein Mädchen Wasser holen
Aus einem kühlen Brönnen;
Sie hat ein schneeweiß' Rödel an,
Viel heller als die Sonnen.“

Sie hat sich im Scherz einem Reitersmann versprochen, wenn er ihr drei Rosen bringt, die zwischen Weihnachten und Ostern gewachsen sind. Da läßt er sich drei Rosen malen und bringt sie ihr. Sie aber fängt an zu weinen; sie habe nur im Scherz geredet, gemeint, er fände die Blumen nicht.

„Hast du es nur im Scherz geredet,
Ganz scherzlich wollen wir's wagen,
So bist du mein und ich bin dein —
So scherzen wir beide zusammen.“

Der Reitersmann nimmt mit der gesprochenen Formel Besitz von dem Mädchen.

Eine andere Form der Besitzergreifung eines Mädchens steckt kaum noch erkenntlich im Liede:

„Drunten im Unterland, da ist's so wunderschön,
Da ist die Jägerrei, — da kann man schießen frei.
Da möcht' ich Oberjäger sein, Schießen ist meine Freud.
Sieh, da kam eine Jungfrau daher,
Et, wie sie mir gefällt.
Sie hat ein Hütchen auf, eine wunderschöne Feder drauf.“

Fest schieß ich mir einen Vorbeerzweig,
Fällt er, oder fällt er nicht?
Fällt er nicht, so bleibt er steh'n —
Zu meinem Liebchen muß ich geh'n!“

Wir haben hier, wie in einem anderen Volkslied, wo es heißt: „Da brach der Reiter einen grünen Zweig und machte das Mädchen zu seinem Weib“ einen Ueberrest einer uralten menschlichen Traditionssymbolik, den Erwerb einer Sache rechtlich vollgültig zu machen durch Ueberreichung eines Zweiges an den Empfänger. In Schwaben war es z. B. früher etwas Gewöhnliches, bei Uebergabe von Wäldern, Wiesen usw. einen Ast abzuhauen und in die Hand des Empfangenden zu legen. Dieses Sinnbild ist in unserem Volkslied sehr hübsch auf die Liebe übertragen.

Ein auch heute noch weit verbreiteter Rechtsbrauch liegt im Pfälzer Liede vor:

„Ich stand auf hohem Felsen und blickte in das Tal.
Sah ich ein Schifflein fahren, worin's drei Grafen war'n.“

Dem Mädchen wird von einem der Grafen kühler Wein zum Trunk gereicht. Sie fragt:

„Warum gibst du mir zu trinken?
Warum schenkest du mir ein?“

Darauf erwidert er:

„Das tu' ich aus lauter Liebe,
Weil du mein Schatz sollst sein!“

Dann heißt es:

„Er trug an seinem Finger
Ein gold'nes Ringelein.
Nimm hin, du Süßche, du Feine,
Er soll dein eigen sein.“

Wir haben es hier mit einer „Weinkauf“ genannten Sitte zu tun. Nimmt das Mädchen den vom Freier verabreichten Trunk an, so gibt es damit ihre Zustimmung zum Verlöbniß. So ließ schon die Langobardenkönigin Theodolinda, als ihr freistand, einen Mann zu führen, den heimlich geliebten Agilulf kommen, trank aus einem Becher Wein und bot ihm diesen dann zum Trunk an. Damit machte sie ihn zu ihrem Verlobten.

Und wenn der Bursche im Liede:

„Das Brünnelein, das man fließen sieht,
Das soll man trinken“

sagt:

„Ich winke mit den Augen,
Ich tret' ihr auf den Fuß;
's ist eine in der Stube,
Die mein noch werden muß“ —

so haben wir auch hier eine symbolische Handlung der Besitzergreifung. Wie früher bei der Belehnung der Herr auf den Fuß des Vasallen trat, so sucht ja noch heute bei der Trauung ein dem andern auf den Fuß zu treten; dann wird es die Herrschaft in der Ehe haben.

Vom alten Gedanken der Blutrache, die bis ins 16. Jahrhundert hinein trotz aller Gesetze eine vererbte Sippe gegenüber dem Täter sowie der feindlichen Familie zur

Selbsthilfe bis aufs Blut greifen ließ, handelt die nordbadische Volksballade vom „hingerichteten Knaben“. Sie beginnt mit:

„Es stand ein Schloß in Oesterreich,
Schön war es ausgehauen,
Aus Marmor und aus Edelstein
War es wohl ausgehauen.
Darinnen liegt ein stolzer Knab
Von zweiundzwanzig Jahren,
Zehn Klaster tief, wohl unter der Erd'
Bei Kröten und bei Schlangen.“

Da kommt sein Vater, der Fürst von Rosenberg, herbei, um nach einer alten Rechtsgewohnheit seinen Sohn, der wegen Entwendung einer goldenen Kette bestraft werden soll, loszukaufen. Obwohl er 10 000 Taler bietet, wird der Sohn gehängt.

„Der Vater beim Gerichte stand,
Sein Herz wollt' ihm zerbrechen. —
Ach Sohne, liebster Sohne mein,
Dein' Tod will ich schon rächen.“

Wie das Lied meldet, wurden vom Fürsten an 300 Mann „des Knaben wegen“ erstochen.

Es ist ein eigentümlicher Zug des späteren deutschen Rechtes, eine Reihe von Gewerben zu unehrlichen Gewerben zu stempeln. Hierzu gehörten die Scharfrichter, Schinder, Schäfer und Müller. Für die letzteren bildete sich im Volksmund das Rechtssprichwort aus: „Der Müller ist fromm (= ehrlich), der Haare auf der Zunge und in der Hand hat“; d. h. es gibt keinen ehrlichen Müller. Im pfälzischen Volkslied:

„Es wollt' ein Müller früh aufsteh'n,
Wollt' in den Wald spazieren geh'n“

begegnet der Müller drei Räufern. Der eine von ihnen fragt

Hans Heid / Um den Erbhof

Der Huber-Sepp stand im aufgeweichten Boden des eben vom Schnee befreiten Berges und band Neben. Fast mechanisch bißte er sich, hob die Zweige zu den Nebsteden und schlang ein Stückchen Bast darum. Der runde Hut saß zurückgeschoben auf dem Hinterkopf, über dem Korb, in dem die Baststückchen waren, lag, lässig hingeworfen, der ausgezogene Rock. Neben binden in der ersten Frühlingssonne macht warm. Die Wälder der nahen Berge schauten schon wieder ganz schwarz daren. Nur in wenigen Aderfurchen hielten sich Schneereise. Die Erde schien im Großpus vor einem nahen Feiertag zu sein.

Der Huber-Sepp hielt ein Endchen Bast zwischen den Lippen. Die Hände saßten die Nebzweige wie spielend. Als er am Ende der Zeile angekommen war, atmete er einmal tief, wischte mit dem Handrücken über die Stirn, auf der sich einige Tropfen zeigten und setzte sich an den Rain, der das Nebstück von dem benachbarten Acker trennte. Aus dem Korb holte er ein Stück Brot und Speck, aus der Tasche ein Klappmesser und fing an zu verspern. Der Mostkrug und ein Glas standen zu seiner Seite.

So war's ihm wohl; allein in der Stille der Natur, hoch über dem Hof, dessen großes, dunkles Strohdach weit unter seinen Füßen lag. Sein Auge schweifte in die Ferne. Dort drüben im Nachbarthal, an der andern Seite des Berges, konnte er gerade noch ein weißgetünchtes Häuslein sehen. Lange schaute er darauf hin, indes das Messer durch den Speck schnitt und das Brot Stück um Stück hinter seinen kräftigen Zähnen verschwand. Dort drüben in dem kleinen Häuschen wohnte die Theres. Nicht als ob der Sepp Jugendträumen nachhing — o nein. Ein Mann, der, wie er, die Bierzig bereits überschritten hatte, lebte nicht mehr in Illusionen. Aber gestern war er im Kirchdorf zur Theres gekommen und sie hatte ein Wort gesagt, das ihn nicht mehr loslassen wollte, das er in seiner schweren, ernsten Art nun schon die ganze Nacht und den ganzen Tag mit sich herum schleppte. Die Theres war so alt wie er, und in diesem Alter haben die Worte schwereres Gewicht als in der Jugend. Es war ja eigentlich selbstverständlich, was sie gesagt hatte — und trotzdem . . . Kurz: auf die Frage, wie es ihr gehen, war ihr die Antwort entschlüpft: „Es gehört halt ein Mann ins Haus!“

Zehn Jahre waren es jetzt her, seit er mit der Theres jenen Abend verlebte, den er nie in seinem Leben vergessen würde. Er war ihr schon lange „zu lieb“ gegangen und hatte gehofft, ein kleines Geschäft mit seinem und ihrem Erbteil kaufen zu können. Da war er eines Abends vom Vater mit auf den Berg genommen worden, „Neben ansehen“, wie der Alte sagte. Und dann hatte er seinen Vater gesehen wie nie vorher und niemals mehr nachher. Der stolze und sonst so wortfarge Mann hatte seinem jüngsten Sohn die Hände auf die Schulter gelegt, ihn lange wortlos angesehen und dann gesagt: „Sepp, du mußt auf dem Hof bleiben. Du weißt, warum.“ Und dann war er wortlos den Berg hinunter gestiegen, den erstarrten Sohn allein lassend in der einbrechenden Nacht.

ihn, ob er ein schwangeres Weib zu Hause habe und es ihnen verkaufen wolle. Er bietet 600 Taler. Doch diese Summe dünkt dem habgierigen Müller zu gering. Erst für 9000 Taler gibt er die Frau den Räufern. Lange hat man nicht gewußt, was der Verkauf einer Schwangeren, der hier in Frage steht, bedeuten solle. Erst die Volkstunde hat das Rätsel gelöst. Der Ankauf der Frau ist in einer alten Ueberlieferung der Gaunergilde begründet, daß man durch den Mord schwangerer Frauen und unschuldiger Kinder in den Besitz kostbarer Zaubergewalten der Seele kommen kann, die mit ihrer unverbrauchten Lebenskraft noch in dem gewaltfam zerstörten Körper steckt. Gewöhnlich galten besondere Reichtümer, z. B. die Finger der unschuldigen Kinder, als Hauptstück solcher Zauberkraft, die u. a. die Schlösser unsichtbar öffnete, die Hausbewohner einschläferte.

In unserm Liede wird die furchtbare Tat entdeckt, und der Müller erleidet die schmachlichste Strafe, die einem Menschen zuteil werden kann: man zerbrach ihm seine Glieder und flocht ihn aufs Rad. Im Liede:

„Es waren drei Soldaten mein,
Die hatten ein jung frisch Blut.
Einen Mord, den hatten sie begangen;
Der Hauptmann der nahm sie gefangen“

begegnet der altgermanische Zug des Freibittens des Mörders vom Tode durch ein Mädchen, das erklärt, den Missetäter ehelichen zu wollen.

Unsere Suche nach Rechtsaltertümern in den Liedern war nur eine flüchtige. Sicherlich ließen sich bei weiterer Nachforschung auch in den Volksliedern der Pfälzer und Oberräuber Beispiele für Gottesurteile (Wahrrecht, Zweikampf), Frauenraub, Tierprozesse usw. finden, die die Volkspoesie anderer badischer Gegenden aufweist.

Das war die schlimmste Nacht, die der Sepp erlebte. In seiner Kammer lag er schlaflos und kämpfte einen schweren Kampf. Er wußte, was dem Vater das schwere Wort abgepreßt hatte. Sein Bruder, der Ältere, hatte vor wenigen Jahren den Hof übernommen. Aber in seinen Adern rollte das unruhige Blut der Mutter. Er war mehr in der nahen Kreisstadt als auf dem Hof. Er war mehr Händler als Bauer. Seine Frau verstand zu wirtschaften und der Vater sah noch immer den Völkern auf die Finger. Wie aber sollte es werden, wenn der nimmer da war? Wie konnte ein Hof leben und gedeihen, wenn das Auge des Herrn fehlte? Der Vater wußte mehr, als er zu verstehen gab. Man hinterbrachte ihm die großen Neben, die der junge Bauer am Wirtschaft führte. Er sah wohl, wie Geld „verdient“ wurde, kannte den Reiz, den das „große Geschäft“ auf den Sohn ausübte. Er hörte wohl auch dessen Ausspruch, daß er mit einer kleinen Reise mehr Geld verdiene als mit einem halben Jahr Arbeit. Aber er kannte auch aus seinem Leben das Wesen der Konjunktur, wenn ihm vielleicht auch das Wort fremd war. Er erkannte mit sicherem Instinkt die Gefahr, die in dieser Art Geschäfte verborgen lag, die den Bauern dem Boden entfremdeten, ihn wurzellos machten, die Bindung an die Scholle vergessen ließen. Ihm war die Entwürdigung des Hofes zum „Objekt“ Sünde schlechthin, der Bauer, der seinen Hof nach Geld wertete, ein Verbrecher. Der Sepp und die Schwieger-tochter allein fühlten damals wohl, was in der Brust des alten Mannes vorging. Aber sie sagten nichts, denn auch der Vater schwieg. Nur um seinen harten Mund bildete sich eine immer tiefer werdende Falte. Und nur dies eine Mal, als der Sepp vom eigenen Heim träumen wollte, tat er den Mund auf. Nie wieder hat er davon gesprochen. Als es zum Sterben kam, hat er zuletzt dem Sepp die Hand gedrückt und ihn angesehen — unwillkürlich machte er in der Erinnerung an diese Stunde die Augen zu. In dem letzten Blick des Vaters lag eine stumme Bitte, und der Sepp, und er allein, hat sie wohl verstanden. Und der Händedruck des jüngeren Sohnes, von niemand als dem Vater gefühlt, hat dem Alten das Sterben leicht gemacht.

Am Tag aber nach jenem Abend auf dem Berge mußte der Sepp mit der Theres sprechen. Viel hat er ihr nicht gesagt, aber die Theres hat geweint, daß ihm ganz angst geworden ist. Und dann hat sie ihm die Hand gegeben und ist ihm übers Haar gefahren — ja, seit jener Stunde hat der Sepp einen Menschen gewußt, mit dem er stille Zwiegespräche halten konnte in den zehn Jahren, die jetzt hinter ihm lagen. Er hat sie ja selten gesehen, die Theres. Sie hat bald darauf auf ein kleines Geschäft geheiratet und einen braven Mann bekommen, und drei kleine Kinder, und ist ihr gut gegangen bei aller Sorge und Arbeit.

Der Sepp aber hat mit der Bäuerin zusammen den Hof weiter geführt. Er hat ein Auge darauf gehabt, als sei es der feintige. Die Bäuerin hat mit ihm alles besprochen, was den Hof anging, und ihre drei Buben haben beim „Bettler“

alles gelernt, was ein junger Bauer lernen muß. Ihre Schul-
sorgen konnten sie bei ihm abladen, ihre Hasen und Tauben
von ihm begutachten lassen und später lernen, wie man die
Finnen betreut. Im Roßstall und bei den Döfen, im Wald
und in der Pflanzschule: überall zeigte, leitete, führte der
Sepp. Nun waren auch sie schon groß und dem Ältesten
spröde bereits zarter Flaum unter der Nase.

Der Bauer, sein Bruder, war immer mehr vom Hofe ab-
wesend. Seit der Vater gestorben war, wurde es von Jahr
zu Jahr schlimmer. Wohl floß in der guten Zeit reichlich
Geld durch seine Handelsgeschäfte auf den Hof. Aber es floß
eben, floß gerade so wieder weg, wie es gekommen war, wuchs
nie wie ein goldener Segen aus den schweißgedüngten Feldern
und Nebeln. Und der Bauer gewöhnte sich das Wirtshaus-
sitzen an; sein Wesen, bisher schon unstat genug, wurde hastig
und zerfahren.

Wie in stillem Einvernehmen fiel darüber kein Wort in
der Familie. Die Bäuerin ertrug den oft gereizten Mann
mit bewundernswürdiger Geduld. Die Buben hielten sich in
allem an den Sepp. Und der Sepp — er spielte nicht den
Herrn. Er blieb ruhig und bedächtig, dachte lange, bevor er
sprach, trug dem Bruder seine Anordnungen immer so vor,
daß jener sich immer als letzte Instanz fühlen, ja sich sogar
die Urheberschaft selbst zuschreiben konnte. So hatte sich ein
leidliches Verhältnis herausgebildet. Man ließ einander in Ruhe.

Aber den Hof liebte der Sepp. Kein Bauer konnte stolzer
auf seine Nebeln sein wie der Sepp. Keiner konnte mit
größerem Hochgefühl um die tragenden Felder oder hinter
dem hochbeladenen Heuwagen hergehen. Und keiner in der
Runde hatte seinen Stall so im Schuß wie der Sepp. Nur
den Markt hatte er noch nie besucht, noch nie ein Stück Vieh
verkauft. Das machte der Bauer. Und der Sepp war's
zufrieden.

Wenn ihn nur das Wort der Theres nicht so plagen
wollte. Schon längst hatte er zu vespern aufgehört, und noch
immer saß er am Boden, den Blick nach dem weißen Häuschen
gerichtet. Dort hauste der Mensch, der ihm trotz aller Ferne
der nächste auf der Welt, allein wie er, da ein Unglücksfall
vor einem Jahr den Kindern den Vater genommen hatte.
Der Sepp kannte den Platz. Schöne Nebeln in der besten Lage,
ein Roß und etliche Kühe im Stall und große Fässer im ge-
räumigen Keller: das alles und die Theres! —

Der Sepp schüttelte bedächtig den Kopf und stand langsam
auf. Da lag der Heimathof in den Strahlen der unter-
gehenden Abendsonne vor ihm. Im Aufbruch die Felder, die
Nebeln gerichtet in Reih und Glied, dunkel der ferne Wald.
Und hinter dem Berg schien riesengroß der Schatten des
Vaters zu winken: „Du mußt auf dem Hof bleiben!“ Der
Sepp ließ die Schultern nach vorn hängen wie unter einer
schweren Last und ging wieder die Nebeln entlang. Schwer
und hart war sein Schritt und die Hände griffen langsam.
Die Sonne sank hinter dem fernen Gebirge.

In der Dämmerung machte sich der Sepp auf den Heimweg.
Im Hofe stand der Bernerwagen, mit dem der Bauer aus-
zufahren pflegte. Der Jungknecht hielt das Roß. Sepp
fragte nichts. Er fand seinen Bruder mit einem Holzhändler
aus der Stadt in der Stube am Herrentisch sitzen. Die Männer
hatten gerötete Gesichter. Sie lachten oft laut und unver-
mittelt. Der dicke Holzhändler erzählte eben einen Witz, dessen
Pointe er dann mehrmals wiederholte und selbst am meisten
belachte. Der Wein, der matt in den Gläsern blinkte, tat
schon seine Schuldigkeit. Sepp grüßte kurz und ging in die
Küche. Dort traf er die Bäuerin am Herd. Er kannte sie
lange genug um zu sehen, daß sie etwas drückte. So blieb er
stehen und fragte nur durch ein Kopfnicken nach der Stube
hin. Die Bäuerin bestätigte ihm stumm. Umständlich fing er
an, sich zu waschen. Hinter ihm knisterte das brennende Holz
im Herd.

Da plötzlich horchte er auf. Aus der Stube scholl lautes
Sprechen. Zwei Stimmen schienen zu streiten. Bald mischte
sich eine dritte ein. Auch die Bäuerin blickte auf. Sie wusch
die Hände an der Schürze ab und sah den Sepp an. Der
murmelte bloß: „Der Toni!“ Sie nickte, band die Schürze los
und ging mit ihrem langsamem, wiegenden Schritt durch die
Tür. Der Sepp machte sich im Stall zu schaffen.

Als die Bäuerin in die Stube trat, saß ihr ältester Sohn
Anton bei den beiden Männern am Tisch. Er hatte einen
verbissenen Zug im Gesicht. Der Holzhändler schien geärgert.
Festig redete er auf den Bauer ein. Er wollte offenbar ein
größeres Geschäft mit ihm abschließen. Da fuhr ihm der Toni
mitten in die Rede. „Es hat keinen Wert, den Wald verkaufen
wir nicht!“ Mit einer Handbewegung schien er einen noch
nicht ausgesprochenen Einwand über den Tisch hinunter zu
wischen. Der Bauer saß etwas in sich gekauert, wie ein
Mensch, der auf unerwarteten Widerstand gestoßen ist. Die
festig herausgestoßenen Worte des Sohnes hatten ihn er-
nüchert. Und als nun der Toni, wie um den Schluß der
Unterredung anzudeuten, sich erhob, stand er ebenfalls lang-
sam auf. Der Holzhändler stürzte den Rest seines Glases
hinunter und polsterte hinter dem Tisch hervor. Toni sprach
nichts mehr. Was der Bauer, der auch auf einmal wortfarg
geworden war, noch sagte, waren Verlegenheitsworte. Der
Gast ging zu Tür. Fluchend schwang er sich im Hof auf den
Wagen. Der Jungknecht fuhr ihn in die Nacht hinaus.

Als der Sepp in die Stube trat, schaute Toni durch das
Fenster dem davonrollenden Gefährt nach. Er schien zu
fühlen, wer hinter ihm stand. „Der kommt nimmer!“
murmelte er, laut genug, daß ihn der Onkel verstehen konnte.
Der nickte nur mit dem Kopf. Er trat hinter den Toni und
schaute dem Wagen nach, den die Nacht verschluckte. Wie ab-
sichtslos legte er seine Hand auf die Schulter des Jungen.

Am nächsten Morgen hat sich der Sepp das Jawort der
Theres geholt. Der Toni war der erste, der es erfuhr.

Julius Stern / Abnoba

Quietis Saxum, ad te pede libero
Scando libenter, sive nive alta hiems
Domum tegit ramosque sive
Sol viridem facit omnem terram

Vere atque aestate graminique elicit
Hortusque ornatur floribus undique,
Cum aquae rident montesque aprici et
Caeruleus micat altus aether;

Cum in summis auris cantat alauda, cum
Caelum alterum e lacus oculo eminet
Nubesque migrant infra supra
Cor procul hinc fugere excitantes.

Cor silvae tu, quaeso, excipe me hospitem,
Si me curarum onus graviter premit,
Mentemque opaco redde puram,
Redde animum leviter spirantem.

Nix hiemis fugit et lucent iam floribus arva,
In silvis resonant cantica amoena avium.

Ver redit apricum, redeunt mites Zephyri nunc,
Qui tristes ex urbe eliciunt homines.

In nemora et montes, ubi liberius leviusque
Sanguis fluctuat et spirat avens animus.

Abnoba mater, te pressus curis adeo nunci
Securum ac vitae me facias memorem.

Aus „Versen und Strophen, Lateinische und griechische Versuche“ von Professor a. D., Julius Stern in Baden-Baden.
(Verlag Gutsch, Karlsruhe.)

1
Ruhstein, zu dir steig' oft ich beschwingt empor,
Mag Winterkälte decken mit tiefem Schnee
Gezweig und Dächer, mag die Sonne
Alles Gelände ergrünen machen

Im Lenz, im Sommer, daß sich der Grund mit Gras
Und hant mit Blumen rings sich der Garten schmückt,
Wenn Bäch' und Berge sonnig lachen
Und in der Höhe der Aether leuchtet;

Wenn hoch in Lüften jubelt der Berge Lied,
Ein zweiter Himmel glänzt in des Sees Aug'
Und droben, drunten Wolken wandern,
Zehnen zur Ferne im Herzen weckend.

Du Herz des Waldes, gastlich empfang mich,
Wenn mich die Last der Sorgen zu Boden drückt,
Befreie meinen Sinn vom Dunkel,
Lasse das Herz mir höher schlagen!

2
Schnee des Winters flieht, schon leuchten von Blumen die Auen,
In den Wäldern erklingt lieblicher Vogelklang.

Sonniger Lenz kehrt wieder, lind wehen die Lüfte,
Locken aus dumpfer Stadt Menschen, die Kummer bedrückt.

In die Wälder und Berge, wo freier wieder und leichter
Kreist in den Adern das Blut, atmet verlangend der Geist.

Vater Schwarzwald, zu dir von Trauer gebeugt komm' ich heute:
Mache mir leichter das Leid, gib mich dem Leben zurück!